




NATIONALE
STADT
ENTWICKLUNGS
POLITIK

Das Magazin zu den Pilotprojekten
der Nationalen Stadtentwicklungspolitik
Ausgabe 13 | Dezember 2017

stadt:pilot 13

- ▶ Wo Begegnung stattfindet
- ▶ Was Menschen zusammenbringt
- ▶ Wie neue Nachbarschaften entstehen

Nationale Stadtentwicklungspolitik:
Eine Gemeinschaftsinitiative von Bund,
Ländern und Gemeinden



Im Juli 2017 gipfelte das Pilotprojekt „Die Stadt von der anderen Seite sehen“ des Schauspiel Köln in seinem Grande Finale. Unter dem Titel „Die Stadt von Morgen“ fand ein Festival statt, das alle begonnenen Prozesse und Aktivitäten in der Projektlaufzeit zusammenführte und einen Ausblick in die Zukunft wagte. Dabei stand natürlich der Projektstandort Mülheim und insbesondere die Mülheimer Brücke im Fokus.

Vier Tage lang lag dort das Zentrum des Festivals, in dem mit Kölnern, Musikern, Künstlern und Stadtplanern diskutiert, gefeiert, gekocht und über die Frage nachgedacht wurde, wie man den Möglichkeitsraum an und unter der Mülheimer Brücke in Zukunft neu definieren könnte.



Foto: Ana Lukenda

Vorwort



Liebe Leserinnen und Leser,

während es innerhalb unseres Landes immer mehr Bürgerinnen und Bürger vom Land in die Stadt zieht, kommen gleichzeitig viele Menschen aus allen Teilen der Welt zu uns. Die Zusammensetzung der Bevölkerung in unseren Städten und Gemeinden verändert sich. Unsere Aufgabe ist es, Städte zu gestalten, die offen, inklusiv und sozial gerecht sind, in denen alle zufrieden und sicher leben können. Dabei geht es um die gebaute Umwelt, um bezahlbare Wohnungen, um gute Schulbauten und attraktive öffentliche Räume. Doch wenn wir Städte nur von ihren Bauten her denken, dann greifen wir zu kurz. Eine Schule alleine macht noch keine gute Bildung, ein schöner Platz löst nicht alle sozialen Widersprüche.

In unseren Städten und Gemeinden leben Menschen verschiedenen Alters, unterschiedlicher Herkunft und mit mannigfachen Lebensstilen zusammen. Für ein gutes Miteinander braucht es vieles, auch Möglichkeiten für Begegnung und Austausch – ob im realen oder digitalen Raum. Wir benötigen Treffpunkte und Begegnungsorte im Quartier, wo sich Menschen wohlfühlen und zusammenfinden, wo neue Verbindungen und Gemeinschaften entstehen, wo man sich streiten kann.

Die Pilotprojekte der Nationalen Stadtentwicklungspolitik aus dem Projektauftrag „Zusammenleben in der Stadt“ haben sich in den letzten drei Jahren ideenreich für das soziale Miteinander vor Ort engagiert. Ihnen ist es gelungen, mit kreativen und originellen Ansätzen Verbindungen zu stiften und Menschen zusammenzubringen. Sie zeigen eindrucksvoll, dass Stadtentwicklung Menschen verbinden kann und was Verwaltungen und zivilgesellschaftliche Akteure vor Ort zum Gemeinwohl leisten.

Ich wünsche Ihnen eine spannende Lektüre.

Robert Kaltenbrunner

Dr. Robert Kaltenbrunner
Stellvertretender Leiter des Bundesinstituts für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)

Wo Begegnung stattfindet

Die Pilotprojekte des Projektauftrags „Städtische Energien - Zusammenleben in der Stadt“ starteten Anfang 2015. Nach nun fast drei Jahren biegen sie auf die Zielgerade ihrer Projektlaufzeit ein. Im letzten Jahr des Förderzeitraums stehen bei einigen Projekten noch wichtige Meilensteine an, andere konnten bereits erste Erfolge feiern. Allen Pilotprojekten ist dabei gemeinsam, dass sie Menschen zusammengebracht haben, die sich sonst vielleicht nie begegnet wären.

„Salz & Suppe“: stadtweiten Dialog in Stuttgart beim gemeinsamen Kochen erreichen
Im Sommer setzte eine Kochgruppe ihre Idee eines von der Nachbarschaft selbst geplanten Straßenfestes um. Zu dem Fest kamen Alt und Jung aus dem Quartier zusammen, auch Freunde und Unterstützer aus anderen Stadtteilen waren mit dabei. Bis in die Nacht hinein wurde zusammen geredet, gelacht und gefeiert.

Foto: Frieder Hartung



„Urbane Interventionen“: bürgergetragene Stadtentwicklung in Osnabrück anstoßen
Zum Abschluss des Projektes findet eine Podiumsdiskussion mit anschließender Fahrradtour zu den Projektschauplätzen statt. Dabei wird nicht nur auf das Erreichte eingegangen. Diskutiert wird auch, wie eine bürgergetragene Stadtentwicklung zukünftig in Osnabrück aussehen kann.

Foto: Projektteam UI



„KEBAP“: neue nachhaltige Nutzung für einen leerstehenden Bunker in Hamburg

Im Herbst findet am Bunker der „Tag der Gemeinschaft“ mit befreundeten Projekten und Initiativen, Musikern aus dem Stadtteil, Führungen, Workshops und gemeinsamem Kochen und Backen statt. Zudem gehen die Gesprächsrunden zum Ankauf des Bunkers mit Politik und Verwaltung weiter.

Foto: KEBAP e. V.



„Zusammen wachsen“: Integration von Geflüchteten durch ehrenamtliche Lotsen in Essen

Viele ehrenamtliche Angebote, wie Beratungen oder Übersetzungen, werden mittlerweile von Geflüchteten angeboten, die etwas zurückgeben möchten. Aus einigen Patenschaften sind Freundschaften geworden. Engagierte und Geflüchtete des Projekts treffen sich u. a. zu gemeinsamen Kochabenden.

Foto: Simon Kleff

„New Hamburg“: Zusammenleben aller Bewohner der Veddel in Hamburg verbessern

Auf der Veddel leben über 60 verschiedene Nationen zusammen. Damit dies gut funktioniert, ist die Auseinandersetzung mit den verschiedensten Themen wichtig. Hierzu wurde der „Gipfel der Vielen“ initiiert, auf dem sich alle Nationen miteinander austauschen konnten.

Foto: Christian Bartsch



„Dortmund all in“: Austausch zwischen der Nordstadt und den weiteren Stadtteilen fördern

Die Kampagne, die Bewohner unterschiedlicher Stadtteile an interessanten Orten zu besonderen Erlebnissen zusammenbringt, nähert sich ihrem Finale: Das „Querbeet-Festival“ in der Nordstadt, zu dem alle bisherigen Teilnehmer und alle Dortmunder eingeladen sind.

Foto: Martin Eder



„GÖ schafft's“: In Göttingen kommen Senioren mit Jugendlichen aus dem Offenen Vollzug in Kontakt

Beim Steinbildhauerworkshop konnten die inhaftierten Jugendlichen und die teilnehmenden Senioren ihrer Kreativität freien Lauf lassen. In der gemeinsamen Arbeit der ungewöhnlichen Tandems entstanden viel Austausch und neue Sichtweisen.

Foto: Hartmut Wolter

Marktschwärmer, Helden und der Zirkel des Vertrauens

Zu Besuch im Honorary Hotel

Vor vier Jahren erwarb eine Gruppe junger Leipziger zwei Häuser in der Hildegardstraße im Osten der Stadt. Sie nennen sich Helden wider Willen und haben sich zum Ziel gesetzt, die Kultur der Begegnung wiederzubeleben. Mit ihren Nachbarn schaffen sie ein vertrautes Miteinander, setzen Bauvorhaben um, etablieren offene Räume, überwinden Grenzen und diskutieren über die Wichtigkeit des gegenseitigen Helfens.

Im Leipziger Osten ist was im Gange. Das merke ich gleich, als ich vom Hauptbahnhof zum Treffpunkt laufe. Trotz Nieselregens habe ich mich für den Fußweg und gegen die Straßenbahn ent-



Foto: Felix Hartenstein



Foto: Felix Hartenstein

schieden. Ich besuche heute ein Nachbarschaftsprojekt und ich möchte sie gerne selber sehen und spüren, diese Nachbarschaft, möchte in die Schaufenster blicken, den Alltag der Menschen beobachten und ein Gefühl für den Ort entwickeln. Was ich sehe, ist ein Stadtteil im Wandel. Gründerzeitbauten säumen den Weg. Viele stehen leer, doch fast alle tragen ein Baugerüst

und werden gerade renoviert. Die Straße ist relativ schmal, in ihrer Mitte rumpelt die Straßenbahn. An den Haltestellen wartet eine bunte Mischung an Bewohnern – Mütter mit Kinderwagen, kichernde Mädchen, laute Jungs, ein Rentner mit Einkaufstüte im Rollator. In einen alten Theaterbau ist ein Aldi eingezogen. Man sieht dem Gebiet die Vernachlässigung der letzten Jahrzehnte noch an. Gleichzeitig erkennt man an den frisch sanierten Fassaden, dass sich hier sehr viel geändert hat und bestimmt noch mehr ändern wird.

Ich biege ab in die Hildegardstraße und stehe unvermittelt vor dem Honorary Hotel. Hier bin ich mit Ariane Jedlitschka verabredet. Sie hat den Verein „Helden wider Willen e.V.“ mitgegründet, der dieses Vorhaben initiiert hat. Um mir zu erklären, was sich genau hinter dem Honorary Hotel verbirgt, lädt mich Ariane auf einen Kaffee ein. „Es ist komplex“, hatte sie mich schon am Telefon gewarnt. Die Geschichte des Honorary Hotels begann 2011. Damals fragten der Verein und befreundete Initiativen bei der Leipziger Wohnungs- und Baugesellschaft an, ob man die sieben Häuser niedrigschwellig entwickeln und nutzen könnte, die in einem Karree an der Eisenbahnstraße leer standen. Im Herbst 2013 konnten die Gebäude schließlich übernommen werden. Sie wurden Wohn- und Arbeitsstätte für 130 Menschen. Ariane und ihre Mitstreiter bezogen die Hildegardstraße 49 und 51.

Schnell war klar, dass mit dem Erwerb der Gebäude konsequenterweise auch ein Umzug in den Leipziger Osten einhergehen musste. So wurden die Häuser mit viel Eigenleistung wieder hergerichtet und beherbergen nun neben Wohnungen auch die Räume des Vereins sowie Ateliers und Büros anderer kultureller Initiativen. Das Projektteam vor Ort besteht aus drei Leuten. Dazu kommen Vereinsmitglieder, Praktikanten, Stipendiaten, die 30 Bewohner der beiden Häuser und weitere Unterstützer. Die Arbeit aller Beteiligten richtet sich vor allem auf die Bedürfnisse der Nachbarschaft. Das Honorary Hotel ist insbesondere in den Bereichen Kunst und kulturelle Bildung aktiv. Das jährliche „help* Festival“ setzt auf ein vielfältiges Kulturprogramm. Vor allem geht es um das Erarbeiten und Umsetzen von ganz konkreten Hilfestellungen für die Gemeinschaft.

„Helfen ist die Basis des sozialen Lebens im Kiez“, unterstreicht Ariane den Ansatz. In Zeiten der Individualisierung sei es aber manchmal gar nicht so leicht zu erkennen, was eigentlich zeitgemäßes Helfen ist. Schließlich will man niemanden bevormunden. „Mitdenken, Bauen, gemeinsam etwas entwickeln und ausprobieren, Verständnis füreinander haben“, fasst sie die Ideale der Helden zusammen. Auf dieser Basis wurde es auch möglich, die meisten Höfe im Block hinter dem Honorary Hotel zu öffnen und miteinander zu verbinden. Selbst der Besitzer eines Nachbarhauses, das nicht Teil des erworbenen Gebäudepaketes war, ließ sich von der Idee begeistern und legte ebenfalls die Zäune nieder. Das Ergebnis ist ein riesiger Gemeinschaftsraum, in dem sich die Nachbarn auf ungezwungene Weise begegnen und miteinander interagieren können. Die Grenzen zwischen „wir“ und „ihr“ werden durchlässig. „Dieser Zirkel des Vertrauens ist die Basis unseres Handelns“, betont Ariane.

Was hier so leicht klingt, ist durchaus harte Arbeit. „Wir sind permanent im Spannungsfeld zwischen Leuten aus verschiedenen Disziplinen und Kulturen.“ Die Freude über dieses Engagement ist Ariane anzusehen. Sie strahlt, wenn sie solche Sätze sagt. „Aber es ist manchmal auch schwierig, Leben, Arbeiten und Kultur unter ein Dach zu bekommen“, fügt sie dann noch hinzu. Die Grenzen zwischen privatem Leben und den öffentlichen Aktivitäten verschwimmen bisweilen. Dennoch, oder gerade deswegen, sind sie, ihr Mann und die drei Kinder mittlerweile fest im Viertel verwurzelt.

Ähnliche Stadtteile wie den Leipziger Osten gibt es überall in Deutschland. Oft werden sie in der Presse als Problemkiese beschrieben. Entsprechend wenig Wert legt Ariane daher auf eine breite Öffentlichkeit für die Projekte des Vereins. Die Sichtbarkeit nach innen sei viel entscheidender. Mit anderen Initiativen haben die Helden daher die „Leipziger Ecken“ ins Leben gerufen, ein digitales Stadtteiljournal zur Vernetzung der lokalen Bewohnerschaft mit Akteuren und Initiativen im Quartier.

Am Nachmittag ist Bauernmarkt. Das Honorary Hotel ist nämlich auch Ausgabestelle der Plattform „Marktschwärmer“. Kunden können auf einer Webseite regionale und Bio-Lebensmittel bestellen und einmal die Woche an bestimmten Orten abholen. In der Hildegardstraße bieten unter anderem eine Imkerei, eine Wasserbüffelzucht, ein Ziegenhof und eine Kaffeerösterei ihre Erzeugnisse an. „Das Tolle daran ist, dass wir Leute

kennenlernen, die wir sonst nie treffen würden. Die bestellen online und kommen die Sachen dann bei uns abholen“, erläutert Ariane ihre Motivation fürs Mitmachen.

Ein Arbeiter schlendert von der nahegelegenen Baustelle herüber und erkundigt sich in gebrochenem Deutsch nach den Lebensmitteln. Es fällt ihm sichtlich schwer, das ungewöhnliche Verkaufssystem zu verstehen. Seeba, ein Nachbarsmädchen, das



Foto: Ralph Niese

Leute kennenlernen, die man sonst nie treffen würde

mit seiner Familie aus dem Irak geflohen ist und im Haus gegenüber wohnt, springt ein und übersetzt nach kurzer Verständigung ansatzlos ins Türkische. „Das habe ich im Lager in der Türkei gelernt. Da haben wir zwei Jahre lang gelebt“. Sie erklärt uns, dass der Bauarbeiter eigentlich auf der Suche nach einem Imbiss für die Pause sei. Lachend nimmt sie ihn an die Hand und geleitet ihn zur Eisenbahnstraße.

Immer wieder kommen Leute vorbei, Nachbarn und Bekannte. Sie bleiben stehen, begrüßen einander und unterhalten sich über die neusten Entwicklungen im Viertel. Ständig bilden

sich neue Gruppierungen. Ein Nachbarsjunge hat Geburtstag, alle gratulieren. Es gibt Schokolade und Gummibärchen. Zeitweise wird es richtig eng

auf dem Bürgersteig. Vielleicht ist es dieser Moment, in dem ich verstehe, welche elementare Rolle das Honorary Hotel für die Menschen hier spielt. Hinter den vielen Projekten, Begriffen und Komponenten steckt vor allem eins: Ein Begegnungsort. Das Honorary Hotel ist ein Treffpunkt für das soziale Miteinander. Es bietet viel Raum für Austausch – im übertragenen Sinne, aber auch ganz real im Hof, in den Projektbüros und auf der Straße. „Das Honorary Hotel ist Mehr. Aber wir wissen immer noch nicht genau, was es ist“, hat Ariane im Laufe des Tages einmal gesagt. Treffender kann man es wohl nicht zusammenfassen. fh

Wie gemeinschaftliches Wohnen in Zukunft aussehen kann

Zusammenleben im Cubity

Ein Studentenwohnheim in Frankfurt a. M. macht im Kleinen vor, wie das Wohnen der Zukunft aussehen könnte. Hier wird Teilen zum Prinzip erklärt und der Privatraum minimiert, die Gemeinschaftsfläche maximiert. Das senkt nicht nur den Energieverbrauch, sondern erhöht auch die Zufriedenheit der Bewohner. Der Cubity stellt gängige Vorstellungen von Komfort- und Flächenbedarf auf den Prüfstand.

16 x 16 Meter misst der Kubus, der seit Ende 2016 im Stadtteil Nieder-rad ein Studentenwohnheim der besonderen Art beherbergt. Im Inneren der sechs Meter hohen Fachwerkkonstruktion finden sich zwölf Wohnwürfel, die auf zwei Ebenen um einen „Marktplatz“ herum angeordnet sind. Jeder dieser Wohnwürfel, Cubes genannt, wird von einem Studenten bewohnt. Auf gerade einmal 7,2 Quadratmetern bietet er ihnen Bett, Schreibtisch, Stauraum und kleines Bad, inklusive Dusche. Für die Dauer von drei Jahren wird hier erprobt, wie es sich lebt in einem Gebäude, das ganz auf Gemeinschaft ausgerichtet ist. Denn als Gegenstück zum minimalistischen Privatraum verfügt Cubity über großzügige Gemeinschaftsflächen. Der Marktplatz wird ergänzt durch eine Küche, eine Lounge und eine Außenterrasse mit angrenzendem Garten. Entworfen wurde das Wohnheim von 45 Studenten der TU Darmstadt unter der Leitung der Architekturprofessoren Anett-Maud Joppien und Manfred Hegger. Ausgehend von der Frage „Wie wollen wir wohnen?“ entwickelten die Studenten ein Wohnkonzept, das zu vermitteln versucht zwischen Energieeffizienz einerseits und den Wohnbedürfnissen heutiger Studenten andererseits. Ein ambitioniertes Vorhaben.

Ich war zunächst skeptisch, als ich im letzten Herbst erstmals Cubity besuchte. Kann das Wohnheim tatsächlich diesen vielfältigen Ansprüchen genügen? Sind 7,2 Quadratmeter privater Wohnraum ausreichend? Überrascht stellte ich fest, dass es sich in den kleinen Cubes besser wohnen lässt, als angenommen. Auch die Bewohner scheinen zufrieden: „Seit ich in Cubity wohne habe ich gemerkt, dass ich eigentlich gar nicht so viel

brauche zum Leben. Der wenige Platz, den wir hier haben, reicht mehr oder weniger aus“ sagt der Politikstudent Yannic. Dass sich trotz sehr reduzierter Privaträume niemand beengt fühlt, hängt auch mit dem großen Gemeinschaftsbereich zusammen, der auf über 200 m² ausreichend Fläche für viele Aktivitäten bietet. Von meinem Cube aus kann ich den Wohnalltag der Bewohner beobachten. Es gleicht dem Blick in den Innenhof meines Berliner



Foto: Moritz Fedkenheuer



Foto: Moritz Fedkenheuer

Wohnhauses. Tatsächlich ist die in Cubity realisierte Unterteilung in private, halböffentliche und öffentliche Bereiche für europäische Altstädte typisch. Gemeinschaftlich genutzte Innenhöfe dienen dem nachbarschaftlichen Austausch, als Spielplatz der Kinder, Gewerbe- und Hauswirtschaftsfläche. Dies ermöglichte zufällige Interaktion. Der Marktplatz in Cubity erfüllt eine ähnliche Funktion. Wenngleich jeder Bewohner seinem eigenen Wohnrhythmus folgt, kommt es hier zu ungeplanten Begegnungen.

Cubity wurde von Architekturstudenten der TU Darmstadt entwickelt. Ausgangspunkt für das Interesse der Nassauischen Heimstätte (NH) an dem Projekt war eine Ausstellung im Deutschen Architekturmuseum zum Thema „Leben und Wohnen in Gemeinschaft“. Zusammen mit dem Museum untersuchte die NH in einem diskursiven Prozess die Potenziale von gemeinschaftlich getragenen Wohnprojekten für die Schaffung bezahlbaren Wohnraums.

Cubity bot eine gute Gelegenheit, die gewonnenen Erkenntnisse in der Praxis zu erproben. Gemeinsam mit der Deutschen Fertighaus Holding AG unterstützt die NH das Wohnexperiment - erstere übernahm Fertigung und Aufbau, letztere stellte das Grundstück.

Verwaltet wird das Wohnheim vom Frankfurter Studentenwerk, die Forschungstätigkeit fördern die Hessischen Ministerien für Wissenschaft und Kunst sowie für Wirtschaft, Energie, Verkehr und Landesentwicklung.

sie Anonymität entgegen und erhöht die Wohnqualität. „In anderen Wohnheimen wohnen die Studenten oft Wohnung an Wohnung, ohne sich überhaupt zu kennen. Hier im Cubity haben wir alle zwar nur ein kleines Zimmer, aber wir sind eine Gemeinschaft und das finde ich toll“, sagt die Architekturstudentin Francesca. Gleichwohl birgt Cubity und das Wohnen in Gemeinschaft auch besondere Herausforderungen. Hier ist der Alltag der Mitbewohner stets allgegenwärtig. „Im Cubity fällt es mir schwer, wirklich abzuschalten und zur Ruhe zu kommen – ständig ist irgendwas los“ ergänzt Francesca. Gerade dort, wo alles auf Gemeinschaft ausgelegt ist, kommt dem individuellen Rückzugsort daher eine besondere Bedeutung zu. „So sehr ich das Zusammenleben genieße, ich bin doch froh, dass ich in meinem Cube mein eigenes Reich habe, das nur mir gehört“, sagt Rebecca.

Auch wenn das Wohnexperiment noch einige Zeit läuft und eine systematische Auswertung der Daten noch aussteht, zeigt sich bereits eine Tendenz, die für das Wohnen der Zukunft exemplarisch sein könnte. Individualisiert wohnen und doch zusammen-

men – was auf den ersten Blick paradox klingt, kennzeichnet die Wohnbedürfnisse vieler Menschen. Der Wunsch nach Gemeinschaft existiert oft gleichberechtigt neben dem Bedürfnis, sich Zuhause individuell zu verwirklichen. Im Unterschied zu den gemeinschaftlichen Wohnkonzepten der 1970er Jahre soll das Private nicht abgeschafft, sondern durch einen halböffentlichen Begegnungsbereich ergänzt werden. Studenten waren schon oft Seismographen für sozialen Wandel und Cubity bietet eine gute Gelegenheit, das Wohnen der Zukunft zu studieren. Gespannt schaue ich meinem nächsten Aufenthalt entgegen und dem, was ich noch über das Gute Wohnen lernen werde.



Foto: Moritz Fedkenheuer

Mehr noch als der Marktplatz übernimmt die Küche eine gemeinschaftsstiftende Funktion. Die Bewohnerin Leonie stellt fest: „Eine eigene Küche braucht man doch nicht. Ich bin froh, dass ich die mit anderen teile, so bin ich meist in Gesellschaft, wenn ich koche oder esse. Das ist unser Treffpunkt, das gefällt mir.“

Tatsächlich scheinen sich viele der Annahmen, die dem Entwurf zugrunde liegen, in der Praxis zu bestätigen. Die Reduzierung des Privaten zugunsten des Gemeinschaftlichen wird nicht als Beschränkung, sondern als Bereicherung empfunden. Indem die Architektur des Gebäudes das Miteinander fördert, wirkt



Foto: Lia Darjes

Moritz Fedkenheuer ist Wohnsoziologe an der TU Darmstadt und für die Begleitforschung zu Cubity mitverantwortlich. Um herauszufinden, wie das Konzept von den Bewohnern angenommen wird und welche Wirkung es auf Wohlbefinden und Wohnalltag entfaltet, erfasst er mit Hilfe von Interviews, Fragebögen und Gruppendiskussionen ihr subjektives

Wohnerleben. Einmal im Monat verbringt er einige Tage in einem für Forschungszwecke reservierten Cube. Wenn er nicht im Cubity wohnt, lebt und arbeitet er in Berlin.

Eine Kirchengemeinde öffnet sich zum Quartier

Das Stadtteilzentrum Q1 in Bochum

Das Westend in Bochum ist vielfältig. Das Quartier ist die älteste Stahlarbeitersiedlung der Stadt, die industrielle Vergangenheit ist überall sichtbar. Neben Alteingesessenen leben viele Migrantengruppen im Stadtteil. Niedrige Mieten und Leerstände haben in den letzten Jahren zudem zahlreiche Studis, Kreative und Kulturschaffende angezogen.

Mitten im Quartier an der Halbachstraße steht das Q1. Durch die große Glasfassade bereits von Außen gut sichtbar sitzt drinnen eine kleine Gruppe von Frauen im Cafébereich. Herr Rehbruch begrüßt im Eingangsbereich einen jungen Mann als neuen Besucher. Michael Rehbruch arbeitet im Q1 als Gastgeber: Er sorgt dafür, dass sich neue Besucher zurechtfinden und im Cafébereich wie auch in der offenen Küche alles geordnet abläuft.

Das Q1 ist seit 2015 das Stadtteilzentrum des Westends. „Entstanden ist das Q1 durch einen Ausbau der Friedenskirche, die hier seit 1965 steht“, berichtet Pfarrer Holger Nollmann. „Nachdem das noch ältere Gemeindehaus bereits im Jahr 2000 aufgegeben wurde, stand zuletzt auch die Kirche zur Disposition.“ Eine Neuausrichtung für die kleiner gewordene Kirchengemeinde musste her. Mit dem Verein IfaK e. V. (Verein für multikulturelle Kinder- und Jugendhilfe – Migrationsarbeit), der bereits seit Jahrzehnten im Westend aktiv war, begann die evangelische Kirchengemeinde an der Konzeption für ein Stadtteilzentrum zu arbeiten. Gleichzeitig startete die Stadt Bochum 2007 im Quartier den Stadtumbau und ging auf die Akteure im Quartier zu. Diese gingen bereitwillig auf die ungewöhnliche Allianz ein. „Da kamen drei passende Dinge zusammen: unsere Offenheit für einen neuen Ansatz, der Verein IfaK, der Räume brauchte und ein Stadtumbauprozess, in dem wir von Anfang an aktiv einbezogen wurden und Spielräume hatten“, erzählt Pfarrer Nollmann. So entstand im intensiven Austausch mit der Kommune die Idee des Q1: „Es war von Anfang an unser Anspruch, dass mehr entstehen soll, als nur ein doppeltes Vereinshaus für die IfaK und uns. Wir wollten einen Ort der Begegnung schaffen, einen Möglichkeitsraum, der durch die Ideen und Bedarfe der Bewohner gestaltet wird, ein Zentrum, das zum Stadtteil geöffnet ist.“ Das scheint bisher gut zu funktionieren. Der Cafébereich ist belebt, die Damen der evangelischen Frauengruppe trinken

gemeinsam Tee, viele Besucher kommen zu Angeboten der IfaK e. V., die in ihren Büros täglich mehrere Sprach-, Integrations- und andere Bildungskurse sowie Beratungen anbietet. Jeder kann hier mit einem Problem oder einfach auf ein Getränk vorbeikommen oder die Räumlichkeiten nutzen. „Wenn jemand mich anspricht und in unserer Küche einen Kochkurs durchführen möchte, darf er das gerne tun. Er sollte dann nur etwas mehr kochen, damit auch alle Besucher, die gerade da sind, etwas abbekommen können“, sagt Herr Nollmann lachend. Außer Büros und Gruppenräumen bietet das Q1 ebenfalls zwei Bürgersäle, in denen Filmabende, irakische Verlobungsfeiern, Opferfest-Frühstücke, Bürgerbeteiligungsveranstaltungen und



Foto: Dorothee Schäfer



Foto: Dorothee Schäfer

weitere mehr stattfinden. Das geistliche Zentrum des Q1 bildet die Friedenskapelle, auch „Raum der Stille“ genannt. Hier finden Gottesdienste statt, die Kapelle soll aber für Menschen aller Konfessionen ein Ort des Rückzugs und der Ruhe sein. Der Bau des Q1 wurde aus Mitteln des Stadtumbau West – Bochum Westend finanziert. Seit seiner Eröffnung wird es von evangelischer



„Kirche in unserem Verständnis dient heute nicht nur der Befriedigung der ‚Vereinsmitglieder‘, sondern der Verbesserung der Lebensqualität und der Teilhabechancen aller Menschen im Quartier – egal welcher Konfession.“

Pfarrer Holger Nollmann, Evangelische Kirchengemeinde Bochum



Foto: Dorothee Schäfer

„Kindervilla Pfiffikus“ herüber. Von 120 Kindern sind hier ca. 25 evangelisch oder katholisch, der Rest ist bunt gemischt: sunnitisch, jesidisch, buddhistisch, alevitisch und vieles mehr.

Das Q1 ist in mehrerer Hinsicht ein Pionierstandort. Vom Verein IfaK e. V. und der evangelischen Kirchengemeinde in echter gemeinsamer Trägerschaft betrieben, stellt es eine ungewöhnliche Zusammenarbeit zweier Institutionen dar. Auch die Perspektive der Kirchengemeinde, sich als maßgeblicher Akteur im Quartier zu verstehen, ist noch recht neu. Aus diesem Grund wurde das Q1 als Pionierstandort im Pilotprojekt „Kirche findet Stadt“ aufgenommen. In diesem untersuchen die beiden großen christlichen Kirchen gemeinsam mit ihren Wohlfahrtsverbänden innovative Ansätze, in denen kirchliche

Akteure mit neuen Partnern in der Quartiersentwicklung zusammenarbeiten. Ziel ist es, das kirchlich-verbandliche Engagement für den Sozialraum stärker zu öffnen und mit weiteren Akteuren an der Verbesserung der Wohn- und Lebensbedingungen zu arbeiten. Außer dem Q1 werden bundesweit noch 17 weitere Pionierstandorte untersucht und auf übertragbare Erkenntnisse zu neuen Kooperationsformen ausgewertet. Auch Pfarrer Nollmann hält fest, dass Aufgabe von Kirche heute die Verbesserung der Lebensqualität aller Menschen im Quartier in Zusammenarbeit mit weiteren Akteuren ist.

Während im Atelier von Dorothee Schäfer ein Bildhauerkurs beginnt, kommen gerade die

Mitarbeiter des nebenan gelegenen Kinder- und Jugendtreffs in den Cafébereich und gesellen sich zu den Mitarbeitern der Kita, die dort bereits sitzen. „Das Q1 ist ein Mikrokosmos, in dem sich alle Vielfalten, aber auch Konfliktlinien des Quartiers treffen. Dort werden sie verhandelt, beraten, auch mal spirituell durchdacht und schlicht in der Begegnung diskutiert“, beschreibt Herr Nollmann. „Das Q1 wird auch in Zukunft hoffentlich in einem stetigem Wandel begriffen sein, da es sich ja durch die Bedarfe des Stadtteils gestaltet“, ergänzt er noch, bevor er sich zu der Gruppe im Café setzt. Hier sind zwischendurch noch die Geschäftsführerin des IfaK e. V. Friederike Müller und ihre Kollegen hinzugekommen. Man trifft sich zur Teambesprechung, in dem alle aktuellen Planungen und Themen des Q1 besprochen werden. Hierbei ist auch die Entwicklung des Stadtteils mit im Blick, den man weiter mitgestalten will – gemeinsam mit der Kommune. So ist das Q1 ein bisschen wie ein Kaleidoskop, es setzt sich je nach Entwicklungsrichtung des Stadtteils neu zusammen, wie auch die Besuchergruppen im Cafébereich sich im Laufe des Tages immer neu und bunt zusammensetzen.

Kirchengemeinde und Ifak e.V. gemeinsam betrieben. Außer den Mitarbeitern des Vereins und der Gemeinde gibt es mittlerweile zwei Arbeitsstellen aus einer Maßnahme der Agentur für Arbeit „Soziale Teilhabe am Arbeitsmarkt“, wie den Gastgeber.

Die Frauengruppe im Cafébereich bricht langsam auf. Bevor sie gehen, werfen sie noch einen Blick ins „Aquarium“. So wird dort das verglaste Atelier von Dorothee Schäfer genannt, ein weiteres wichtiges Element des Q1. Frau Schäfer ist hier Artist in Residence und arbeitet als Bildhauerin für und mit dem Stadtteil. Aktuell bereitet sie eine neue Ausstellung vor, die am Wochenende im Q1 gezeigt wird. Die Damen beobachten die Künstlerin noch kurz bei der Arbeit, bevor sie sich mit einem Winken bei Herr Rehbruch und Herr Nollmann verabschieden. „Auch wenn unsere Kapelle das geistliche Zentrum des Q1 ist, ist unser Cafébereich das heimliche Herz des Hauses“, erzählt dieser. „Hier findet Begegnung und Austausch zwischen allen Altersgruppen, Nationalitäten und sozialen Schichten im Quartier statt.“ Ab und zu kommen auch die Kinder aus der gegenüberliegenden Kita

Theorie und Praxis im Stadtquartier

Ein Spaziergang mit Denkern und Machern

Sind unsere öffentlichen Räume wichtige Lernfelder für Toleranz? Oder idealisieren wir ihren sozialen Wert als Begegnungsorte? Um uns Antworten auf diese Fragen zu nähern, begeben wir uns auf einen Spaziergang durch ein sozial und kulturell vielfältiges Quartier in einer Stadt, irgendwo in Mitteleuropa. Wir starten bei sonnigem Herbstwetter auf dem zentralen Platz. Der *stadt:pilot* wird begleitet von Jane Jacobs, den Soziologen Richard Sennett, Hans-Paul Bahrdt und Wulf Tessin, dem Sozialpsychologen Gordon W. Allport sowie dem Raumkünstler Benjamin Förster-Baldenius.

dem Nebeneinanderstehen der Leute an der Bar beim Biertrinken, aus dem Gespräch mit dem Lebensmittelhändler oder dem Zeitungsverkäufer, aus den beiläufigen Unterhaltungen in der Bäckerei und aus dem Grüßen von Kindern, die ihre Limonade auf den Vortreppen trinken. Die meisten dieser Kontakte sind betont trivial, aber die Summe aller Kontakte ist nicht im geringsten trivial. Der Spielraum für große Unterschiede unter den Nachbarn – Unterschiede, die oft viel tiefer sind als Farbunterschiede – dieser Spielraum, diese Toleranz ist nur möglich und normal, wenn die Straßen der Großstadt über die eingebaute Möglichkeit verfügen, die einander Fremden gestattet,

in Frieden und höflichem, aber unbedingt würdigem und reservierten Kontakt miteinander zu leben. So unwichtig, absichtslos und zufällig Bürgersteigkontakte zu sein scheinen, sind sie doch das Wechselgeld, das die Basis für das Gedeihen eines öffentlichen Lebens in der Großstadt abgeben kann.

Aus Jacobs' Jackentasche klingelt es – ihr Handy. Sie bricht ihre Ausführungen ab und zieht sich zum Telefonieren zurück. Die Gruppe beginnt ihren Spaziergang durch die Straßen des Quartiers.

s:p: Herr Tessin, Sie sind ja eher skeptisch, dass öffentliche Räume

stadt:pilot (s:p): Frau Jacobs, Sie haben immer wieder darauf aufmerksam gemacht, dass öffentliche Räume, vor allem die Straßen und Bürgersteige, eine wichtige Funktion für die Förderung von Kontakt und Austausch unter den Stadtbewohnern erfüllen, und deshalb einen hohen Stellenwert für das Herausbilden eines toleranten Miteinanders im städtischen Alltag haben.

■ **Jane Jacobs**, noch mit dem Verfassen einer Kurznachricht auf ihrem neuen Handy beschäftigt, holt aber dann zu einer grundsätzlichen Bemerkung aus: Die Straßen und ihre Bürgersteige sind die wichtigsten öffentlichen Orte einer Stadt, sind ihre lebenskräftigsten Organe. Das Vertrauen wird in einer Großstadt aus vielen, vielen Bürgersteigkontakten gebildet. Es erwächst aus

zu direktem Kontakt und Austausch zwischen den unterschiedlichen Menschen und Gruppen der Stadt beitragen. Wie kommen Sie zu dieser Einschätzung?

■ **Wulf Tessin räuspert sich kurz und findet klare Worte:** Die verbale Kontaktaufnahme in der großstädtischen Öffentlichkeit, also unter Fremden, ist das unwahrscheinlichste und seltenste Verhalten in der Öffentlichkeit überhaupt. Verhalten im öffentlichen Raum ist in erster Linie – überspitzt gesagt – Fortsetzung privaten Verhaltens. Man unterhält sich mit seinen Freunden und Bekannten, mit seinem Lebenspartner, liest ein Buch, führt seinen Hund aus, isst ein Apfel, sonnt sich, hört Musik, sitzt herum, geht spazieren, hetzt zur Straßenbahnhaltestelle, ja, betrachtet das Treiben der Leute auf dem Platz oder im Park –



Foto: Rainer Schlautmann

aber eben für sich. Die Verhaltensnorm in der Öffentlichkeit ist gerade nicht das Anreden, nicht das Ansehen. ‚Bitte nicht stören‘ bzw. ‚in Ruhe lassen‘ ist erste Bürgerpflicht im öffentlichen Raum und gerade nicht Ansprache und Kontaktaufnahme!

■ **Hans-Paul Bahrtdt** *weicht zwei Skateboard-fahrenden Jugendlichen aus und ergänzt:* Ein großer Teil der aufgenommenen Kontakte dient nur dem Zweck, jeden ungestört seiner Wege gehen zu lassen.

Wir biegen in eine enge Seitenstraße ein. Lautes Hupen ertönt, Hans-Paul Bahrtdt hat sich beim Überqueren der Straße mit einem Autofahrer angelegt.

■ **Hans-Paul Bahrtdt** *verärgert:* Die Straßen von heute haben sich in ein Röhrensystem verwandelt, das nur noch dazu dient, den Verkehrsfluss in Gang zu halten, während sie früher Orte der Öffentlichkeit und der Begegnung waren.

■ **Richard Sennett** *pflichtet ihm bei:* Das Stadtbild wird zunehmend von einer bestimmten Art der Architektur geprägt, in der sich das subjektive ‚Interaktionsverbot‘ auch objektiv manifestiert. Die soziale Funktion des öffentlichen Raumes wird durch andere Funktionen ersetzt. Der öffentliche Raum wird zu einer Funktion der Fortbewegung.

s:p: Hier gibt es offenbar eine gewisse Einigkeit, dass so manche öffentliche Stadträume ihre Bedeutung als Begegnungsorte durch die Inanspruchnahme für Verkehrszwecke eingebüßt haben.

Zustimmendes Nicken aus der Runde. Die Seitenstraße führt zu einem kleinen Platz, dort finden wir uns in einem Gemisch von Menschen mit ganz unterschiedlichen Herkünften und Sprachen wieder.

s:p: Herr Sennett, Sie haben stets betont, dass die Straßen und Plätze der Stadt wichtige Erfahrungsräume sind, in denen die Vielfalt heutiger Gesellschaften unmittelbar erlebt werden kann. Ohne diese Begegnung mit unvertrauten Menschen und Lebensweisen liefen wir Gefahr, im Zusammenleben mit anderen zunehmend intolerant und vorurteilsbehaftet zu werden.

■ **Richard Sennett** *schaut sich neugierig um, er ist sichtlich angeregt von der Vielfalt auf dem Platz und antwortet mit gewohnter Eloquenz:* Unbekannte Dinge und fremde Menschen können die altvertrauten Vorstellungen und überkommenen Wahrheiten durcheinanderbringen; dem unbekanntem Terrain kommt im Leben des einzelnen eine positive Funktion zu. Gleichheit verdirbt den Geist; Vielfalt stimuliert und erweitert diesen. Die Stadt kann es den Menschen ermöglichen, ein reichhaltigeres, komplexeres Selbstverständnis zu entwickeln.

s:p: Aber gehen aus der Begegnung mit gesellschaftlichen Unterschieden stets produktive Anstöße für das eigene Selbst hervor? Herr Allport, sie müssten doch

zu einem anderen Schluss kommen, wenn wir ihre Abhandlungen zur Wirkung beiläufiger Kontakte auf Vorurteile richtig verstehen.

■ **Gordon W. Allport** *gibt seine abwartende Haltung auf:* Solche Kontakte ändern gar nichts an Vorurteilen; sie scheinen sie eher zu verstärken.

Allport stockt, weil wir uns nun dem Küchenmonument nähern, einer pneumatischen Skulptur, die Benjamin Förster-Baldenius gerade aufgeblasen hat und die schnell die Neugierde von Passanten weckt.

s:p: Trotzdem hören die Versuche ja nicht auf, durch Städtebau gute öffentliche Räume zu gestalten, sie zu Schauplätzen für Begegnung und Austausch zu machen.

■ **Benjamin Förster-Baldenius:** Diese städtebaulichen Ansätze alleine schaffen noch keine Orte der Begegnung! Hier braucht es eine andere Haltung zur Stadt, gegen ihre soziale und räumliche Überdeterminiertheit, eine ephemere, weiche, spielerische, ereignishaft Idee eines städtischen Raumes. Diese Blase, das Küchenmonument, ist ein ‚urban generator‘, der nicht viel kostet und dort, wo man ihn aufstellt, sofort das produziert, was emphatisch ‚das städtische Leben‘ genannt wird. Einmal aufgeblasen wird sogar die Autobahnbrücke zum einladenden Ort, der öffentliche Raum zur Kollektivküche.

■ **Wulf Tessin** *bestätigt:* Es bedarf ganz besonderer Anlässe, gleichsam Störungen des Normalbetriebs der Öffentlichkeit, damit das passiert, was die Urbanisten für das eigentliche Verhalten in der Öffentlichkeit ansehen: wechselseitige verbale und/oder nonverbale Kontaktaufnahme.

Förster-Baldenius hat mit ein paar Jugendlichen aus einer verrosteten Blechtonne einen Grill gebaut, in dem schon die Kohle glüht. Während die Herren sich langsam darum versammeln, stößt endlich auch Jane Jacobs wieder zu uns. Sie hat mit einer postmigrantischen Theatergruppe eines ihrer ‚sidewalk-ballets‘ einstudiert, mit dessen Aufführung auf dem Quartiersplatz der Nachmittag zu Ende geht.

Der nebenan dokumentierte Spaziergang durch ein mitteleuropäisches Stadtquartier hat leider nie stattgefunden, er ist eine Textcollage auf der Basis verschiedener Quellen. Moderiert haben Lars Wiesemann und Stephan Willinger (BBSR).

Gordon W. Allport: Die Natur des Vorurteils, 1971

Hans-Paul Bahrtdt: Die Moderne Großstadt, 1961

Benjamin Förster-Baldenius (raumlabor berlin): acting in public, 2008

Jane Jacobs: Tod und Leben großer amerikanischer Städte, 1963

Richard Sennett: Verfall und Ende des öffentlichen Lebens, 1983.

New capitalism, new isolation: a flexible city, 2001

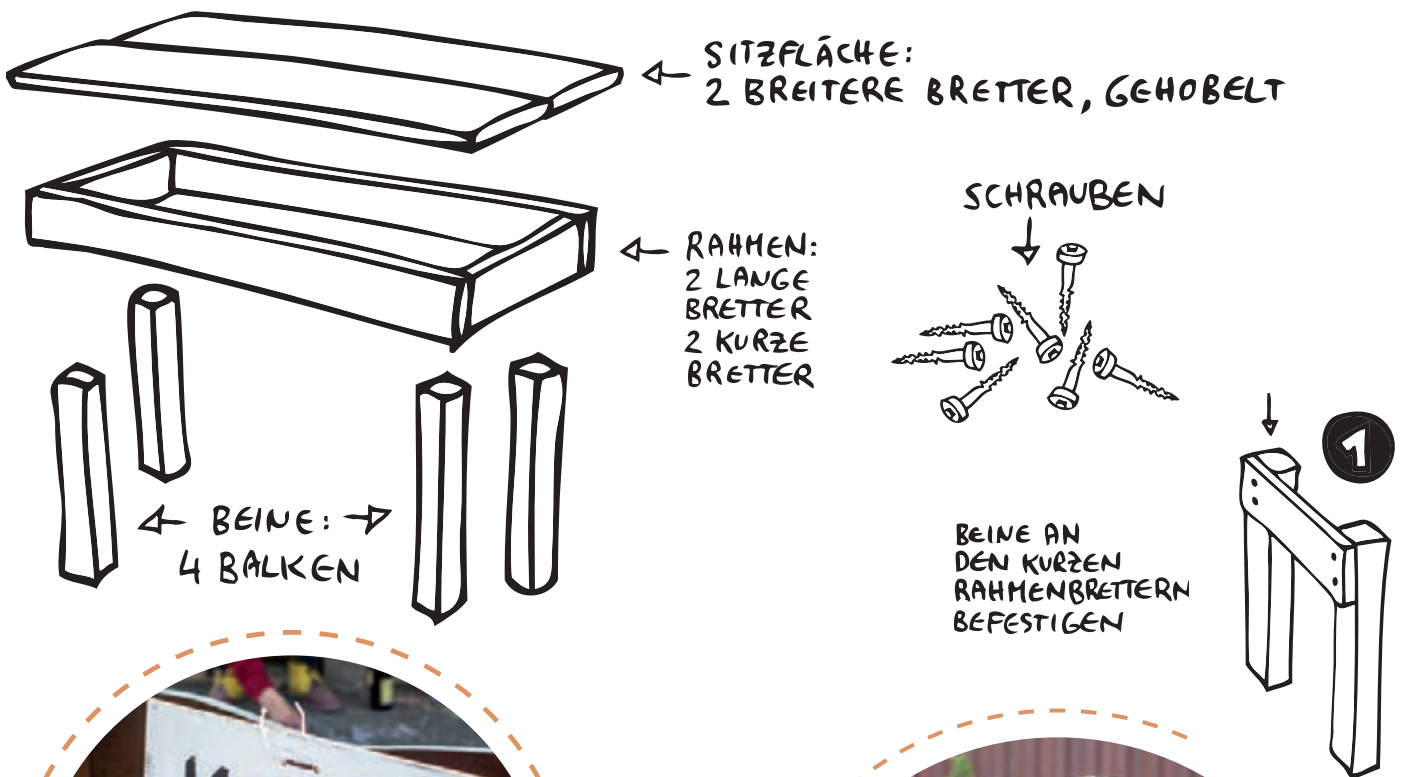
Wulf Tessin: Freiraum und Verhalten, 2004

Anpacken und Platz nehmen

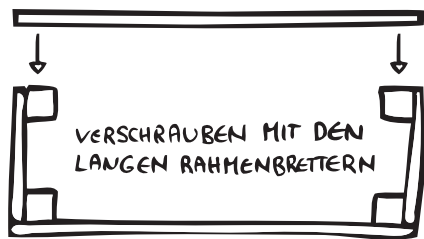
STADTTEILBANK

WERKZEUGE : • AKKUSCHRAUBER • BOHRER • KAPPSÄGE • WINKEL •

Was braucht es für einen guten Ort der Begegnung? Manchmal nicht mehr als Initiative, eine Freifläche und Baumaterial. Stadtteilbank gemeinsam zusammenbauen, auf freier Fläche im Stadtteil aufstellen, hinsetzen, Passanten einladen und ins Gespräch kommen - viel Spaß!

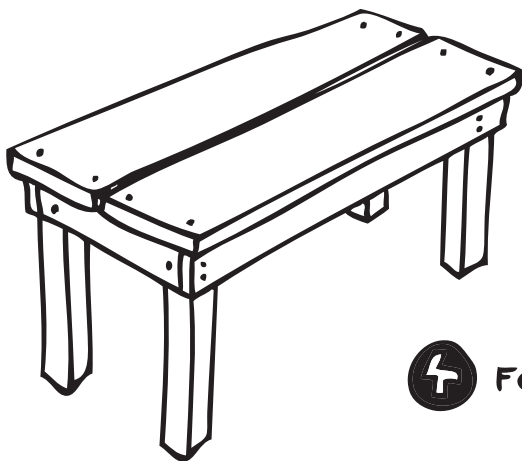
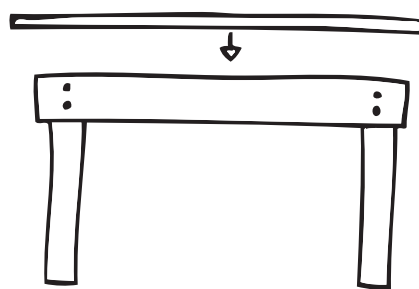


2



3

SITZFLÄCHE
FESTSCHRAUBEN
CA. 2CM ÜBERSTEHEND



4 FERTIG ☺



Das Pilotprojekt „Stadt auf Rädern“ in Nürnberg hat sich zum Ziel gesetzt, dass eine Stadt durch ihre Bewohner belebt und gestaltet wird. Deshalb hat das Team Stadtmöbel-Baupläne entwickelt, mit denen Bewohner ihre eigenen Stadtteile schöner machen und aufmöbeln können, wie beispielsweise die Stadtteilbank, aber auch Büchertauschboxen, Skaterampen, Fahrradlufttankstellen, Insektenhotels, Blumentöpfe, Wippliegen und weiteres mehr. Alle Baupläne unter www.baudirdeinestadt.wordpress.com.

Tipp: Bauen gemeinsam mit Nachbarn macht noch mehr Freu(n)de!

Fotos: Simeon Johnke

Stadt auf Rädern

Wie freestyle Nachbarschaften belebt

Gut funktionierende Zentren haben meist bestimmte Qualitäten gemeinsam: Handel, Kultur und Erholung als Anlass zum Besuch und ein Netz öffentlicher Räume. In vielen Stadtteilen sucht man danach allerdings vergeblich. Und wo Treffpunkte fehlen, da gibt es nur wenig Anreize für aktiven Austausch und Beteiligung der Bewohner. Dieser Herausforderung widmet sich die Stadt auf Rädern in Nürnberg.

Das Projekt untersucht, ob solche Treffpunkte auch ohne große Investitionen und für eine beschränkte Zeit gemeinsam mit den Anwohnern gebaut werden können. Aktuell gastiert das Projekt in der Südstadt, im Nordgarten des Z-Bau an der Frankenstraße. „Die Straße zerschneidet den Stadtteil und hinter dem Z-Bau liegt eine große Brachfläche. Hier gibt es keinen zentralen Ort für Alle, wenig Initiative und Vernetzung“, erzählt Chris Herrmann von Urban Lab. Gemeinsam mit Sandra Engelhardt bietet er der Nachbarschaft den Nordgarten als neuen Ort der Begegnung zum Selbermachen an. „Nachdem wir letztes Jahr im Stadtteil Muggenhof gearbeitet haben, sind wir im April mit

bauen. Jeden Mittwoch lädt das Team zum Offenen Bauen. Nachbarn und Interessierte aus dem Stadtteil sind eingeladen, alleine oder unter Anleitung aus dem Nordgarten eine lebenswerte Oase zu machen oder einfach nur dabeizusitzen und zuzuschauen. Bei sonnigem Wetter sind bereits einige Besucher eingetroffen. Heute stehen unter anderem Dekoration und eine Hollywood-Schaukel auf dem Programm. „Die Besucher haben schon viel geschafft, der Nordgarten ist mit Möbeln, Grill, Graffiti-Wall, Freiluftküche und anderem wirklich schön geworden. Das Offene Bauen mausert sich zu einem richtigen Event!“, freut sich Chris Herrmann.

Die Besucher sind bunt gemischt. Anton, Rentner und Ur-Nürnberger, ist mit seinem Rollator schon früh dagewesen. Er repariert gern Dinge oder sitzt einfach dabei. Lisa baut Hochbeete für die Tomaten, Uli kümmert sich um die Fische in der Aquaponikanlage, Sophie bastelt Hängelampen. Ein Mann im grauen Hemd liegt in der Hängematte und liest. Anton trifft heute auch Sprayer Noke und den Mädelschor. „Wer nicht aktiv bauen kann oder möchte, kann auch einfach Boule oder Tischtennis spielen,

zuschauen oder ein Bier trinken. Wir bieten bewusst niedrigschwellige Möglichkeiten und freuen uns, wenn Leute hier aktiv werden. Die Stadt auf Rädern soll ja befähigen und ermöglichen. Aus unserer Arbeit im letzten Jahr haben wir aber gelernt, dass es nicht immer möglich ist, alle Besucher von Teilnehmern zu Initiatoren zu verwandeln“, erläutert Sandra Engelhardt.

Im Muggenhof ist es gelungen, dauerhafte Formate von und für Anwohner zu schaffen. Angestoßen durch einen Mobile-Küche-Bau-Workshop wird nun jeden Montag im Culture Kitchen interkulturell gekocht. Auch die mobile Küche kommt immer wieder im Stadtteil zum Einsatz. Entscheidend für die Mobilisierung und langfristige Einbindung von Bürgern ist nach Einschätzung des Teams, dass

Identifikation geschaffen wird und dass Akteure und Initiativen aus dem Quartier eingebunden werden. Im Nordgarten wird es langsam Abend und der Feierabend eingeläutet. Unter den Lichterketten wird nun gemeinsam gegessen, getrunken und getratscht.



Foto: Jeanette Niqué

unserem Container hier gestartet.“ Der Container enthält neben einem Büro auch einen zweiten Raum mit einer Möbelfräse. Mit deren Hilfe, aber auch „freestyle“ mit Säge, Handschleifgerät und Akkuschauber lassen sich nach den selbst erarbeiteten Bauplänen des Projekts wichtige Elemente eines Begegnungsorts

Stimmen vom 11. Bundeskongress in Hamburg

Was einen guten Ort der Begegnung ausmacht

Der Bundeskongress der Nationalen Stadtentwicklungspolitik, der dieses Mal 10 Jahre Leipzig-Charta feiert, ist immer eine Reise wert. Für uns ist er ein idealer Ort für Begegnungen. Hier treffen wir immer Akteure der Pilotprojekte und andere Projekte-Macher, Kollegen, Planer und Stadtentwickler, Menschen aus der großen Stadtentwicklungs-Community. Für diesen stadtpilot machen wir uns dort auf die Suche nach guten Orten der Begegnung.

Schon im Shuttle-Boot von den Landungsbrücken zur Hafensinsel, auf der die Veranstaltungslage liegt, treffen wir die ersten Kongressteilnehmer. Vorbei an Elphi und Containerschiffen kommen wir ins Gespräch und haben schon unseren ersten



Foto: Milena Schlösser

tollen Ort der Begegnung. Angekommen im Schuppen 52, einem denkmalgeschützten Kaiserschuppen aus der Kaiserzeit, sind wir von der Atmosphäre begeistert. „Eine identitätsstiftende Location“, wie Olaf Scholz, Erster Bürgermeister Hamburgs es in seiner Begrüßung ausdrückt. Hans-Martin Wolff von der Stadt Köln, den wir beim Kaffee treffen, bringt es auf den Punkt: „In einem so alten Gebäude über aktuelles stadtentwicklungspolitisches Geschehen zu diskutieren, die Perspektiven für die nächsten zehn Jahre hier zu deuten – ein guter Ort, um miteinander zu kommunizieren.“

Dann geht es zur Stadtumbaukonferenz, wo auch die Frage gestellt wurde, was die Stadt der Zukunft ausmacht. Wolf Lotter, Mitbegründer der Zeitschrift „brand eins“ hat eine Antwort: „eine Stadt, in der ich in Ruhe leben und arbeiten kann“. Das thematisiert ebenfalls der dänische Stadtplaner Jan Gehl, der

am nächsten Tag in seiner Keynote die lebenswerte europäische Stadt beschreibt. Er richtet den Blick auf die Menschen, die in der Stadt wohnen: „Making the people happy is a main point of city planning.“

In der Pause besuchen wir die Projektmesse, die Pilotprojekte der Nationalen Stadtentwicklungspolitik und andere Initiativen zeigt. Am Stand unseres Projekts „Salz und Suppe“ sprechen wir mit Frau Grüger von Südlicht, die findet, „ein guter Ort der Begegnung ist, wenn Essen und Trinken stimmen. Das ist übrigens ein Prinzip hier von Salz und Suppe, das ganz hervorragend ist.“ Auf der Messe treffen wir auf Studenten aus Kassel, die sich in einer Winterschule mit der neoeuropäischen Stadt auseinandergesetzt und hierzu die Leipzig-Charta reflektiert haben. Einer von ihnen findet, „es sind immer die Orte schön, die grün und blau sind, also die viel Grünflächen und auch Wasser haben“.

Prof. Detlef Kurth von der TU Kaiserslautern erläutert uns im Gespräch: „Ein guter Ort der Begegnung ist ein Platz, der städtebaulich gut umrahmt ist, wo es gute Geschäfte und Cafés in den Erdgeschossen gibt, wo es viele Bewohner gibt, wo es einen hochwertigen Belag gibt, wo es einen gefassten Raum gibt zum Aufhalten, wo es gestaltetes Grün gibt und wo man nette Stadtbürger trifft.“ Die Raumplanerin Frauke Burgdorff setzt einen anderen Akzent und meint, „ein guter Ort der Begegnung bietet Raum für verschiedene Arten miteinander in Kontakt zu treten.

Nicht nur redend, sondern zum Beispiel auch handwerkend, tanzend oder kochend. Denn das klassische Gespräch ist nicht für jeden die liebste Art der Begegnung. Daran sollten wir denken.“

Auf dem Weg in die Zukunftsarenen spreche ich mit Gabriele Zobel über die Rolle von Begegnungsorten bei der Integration. Für die Projektleiterin des Lindauer Pilotprojekts ist klar: „Gute Orte sind lebendige Orte, die man selbst mitgestalten kann, wo sich die Nutzer selbst einbringen können: offene, zentrale Orte mit niederschwelligem Zugang, Orte mit Kontinuität.“ Auch beim „Integrationspreis 2017“, der am Abend überreicht wird, werden zwei vorbildliche Projekte für ihr besonderes Engagement in Wohnquartieren ausgezeichnet. Die beiden Projekte in Rheinsberg und Lippstadt schaffen gezielt Möglichkeiten zum Austausch für Geflüchtete und Einheimische und tragen so zum Erhalt lebendiger Nachbarschaften als Orte der Begegnung bei.

Wo man Subkultur begegnen kann

Ein Souvenir vom Österreichischen Platz

Wer als Besucher nach Stuttgart kommt, der kauft vielleicht eine Postkarte als Erinnerung oder einen VfB-Schlüsselhänger. Aber einen Schal vom Österreichischen Platz als Souvenir? Auf diese Idee käme wohl niemand. Dennoch stand im vergangenen Herbst auf dem Platz unter der Paulinenbrücke ein Souvenirshop, es gab Taschen, Flaschenöffner, Bierdeckel, Schals und Feuerzeuge.

Wo ist überhaupt dieser Österreichische Platz und was soll die Aktion? Durchgeführt wurde sie vom Verein Stadtlücken. Die Initiative wollte auf den kaum wahrgenommenen Ort aufmerksam machen und Bürger anregen, über eine alternative Nutzung und Gestaltung nachzudenken, um den Raum zugänglich und gemeinsam nutzbar zu machen. Derzeit ist der Platz ein „Unort“ unter der Hochstraße, als Parkplatz genutzt, Verkehrsfläche ohne Verweilqualität, aber beliebter Treffpunkt für Jugendliche, Obdachlose und Drogenabhängige. Für zwei Wochen im Oktober 2016 gab es auch für Passanten allen Grund, hier stehen zu bleiben. Am Souvenirshop konnte jeder äußern, welche Ideen er für den Platz hat und Souvenirs kaufen. Dabei wurden die bisherigen Nutzer des Platzes auch miteinbezogen. „Die Aktion irritierte und lenkte Aufmerksamkeit auf den Platz. Außerdem gab es Veranstaltungen wie Lichtinstallation, Puppentheater oder Musik, von Bürgern selbst gemacht. Jeder konnte sich melden und etwas beitragen.“, berichtete Anna Sauter. Sie arbeitet an der Hochschule für Technik Stuttgart als Koordinatorin im Pilotprojekt „What´SUB“.

„What´SUB“ geht der Frage nach, wie in Städten subkulturelle Orte erhalten und neu geschaffen werden können. Sub- und Alternativkultur tragen wesentlich zum Image und zur Attraktivität einer Stadt bei, der Hype um Berlin in den vergangenen Jahren zeigte es deutlich. Da diese meist an ungeordneten, untergenutzten Orten, auf Rest- oder Brachflächen, in Leerständen und temporär entsteht, ist sie besonders in wachsenden Städten ständigen Flächenkonkurrenzen ausgesetzt und droht verdrängt zu werden. Auch die Stadtplanung mit ihrem Ordnungsanspruch kann der Subkultur Flächen entziehen. „Wir untersuchen, wie Subkultur in einer Stadt wie Stuttgart Raum finden kann, wie wir diese Räume erhalten können und welche

Wirkung sie auf das Zusammenleben in den Quartieren hat“, erläutert Anna Sauter weiter. „Dazu beobachten wir Projekte wie das von Stadtlücken auf dem Österreichischen Platz.“

Einerseits überplant die Stadtentwicklung ungeordnete Zwischenräume und damit den Lebensraum der Subkultur, andererseits sollte es ihr Ziel sein, für Subkultur günstige Rahmenbedingungen zu erhalten, um kreative Potenziale in der Stadt zu ermöglichen. Die Problemstellung ist nicht neu: Künstler,



Foto: FIRU mbH



Kreative und subkulturelle Aktivisten ziehen in marode Industriehallen, in leerstehende Gebäude und auf Brachflächen, wo sich ihnen scheinbar wenig attraktive Räume, aber zu günstigen Konditionen bieten. Diese Orte werden zu Szenevierteln, alternativ, innovativ. Dann werden die Initiativen vertrieben, von steigenden Mieten, großen Bauprojekten, neuen Regelungen. Liegt es in der Natur solcher Orte, dass sie entstehen und



„Subkultur ist für das Zusammenleben in Quartieren wichtig, als kreativer Bodensatz, als Impulsgeber, als Katalysator für gesellschaftliche Entwicklung. Sie ist ein bedeutsamer Teil von Stadt, eine urbane Qualität.“

Anna Sauter, Hochschule für Technik, Stuttgart

Zwischennutzung durch die Stadt genehmigt ist, soll sich keine neue Nutzung etablieren und es gibt langfristig weitere, konkurrierende Nutzungsinteressen für das Gebiet.

Auf der Suche nach Strategien, um subkulturelle Nutzungen zu schützen und ihnen Entfaltungsräume anzubieten, hat das Team einen Instrumentenkasten zusammengestellt. Als Formate werden Zwischennutzungen, Veranstaltungen sowie Versammlungen und Demonstrationen näher vorgestellt. „Für diese Formate zeigen wir einen Weg durch den Genehmigungsdschungel auf und erläutern, welche Behörden und Ansprechpartner kontaktiert werden müssen und welche Genehmigungen erforderlich werden“, erläutert Martin Holch, dessen Amt für

Stadtplanung und Stadterneuerung das Projekt unterstützt. „Außerdem haben wir erarbeitet, wie Stadtplanung die Subkultur unterstützen kann“. Dabei hat das Team die klassische Bauleitplanung, Rahmenplanungen, Sanierungsgebiete mit Vorbereitenden Untersuchungen, Integrierte Stadtentwicklungskonzepte und die Städtebauförderung betrachtet und jeweils das Anwendungspotenzial für die Subkultur eingeschätzt.

Die Erkenntnisse sind teilweise überraschend: Eigentlich bietet das bestehende Instrumentarium gute Voraussetzungen und könnte mit kleinen Schritten zu Gunsten von Subkultur ertüchtigt oder

direkt verwendet werden. Beispielsweise könnten in Gebieten der Städtebauförderung Verfügungsfonds eingesetzt werden, mit denen kreative Potenziale anhand von Projektaufträgen geweckt werden, die als alternativkulturelle Mikro-Projekte gefördert werden. Eine weitere Möglichkeit liegt in der Rahmenplanung. Hier könnten Entwicklungsphasen zugelassen werden, die die Möglichkeit zu kreativer, temporärer Raumproduktion geben. In Projektentwicklungen kann eine „Off-Quote“ festgelegt werden, d. h. Entwickler bzw. Eigentümer werden vertraglich verpflichtet, einen gewissen Prozentsatz der Gesamtfläche für nicht kommerzielle Raumproduktionen frei zu halten.

„Am Ende des Tages gibt es zwei Optionen für die Stadtplanung: erstens mit Möglichkeitsräumen die Rahmenbedingungen für Subkultur zu schaffen oder zweitens die zielorientierte klassische Planung zugunsten der Ermöglichung von selbstgesteuerten Prozessen zurückzustellen. Die größere Herausforderung dürfte darin liegen, Politik und Verwaltung für die Bedürfnisse der Subkultur zu sensibilisieren. Eine andere Haltung ist die Voraussetzung für die kleinen Schritte“, fasst Christina Simon-Philipp zusammen.



Foto: Anna Sauter

vergehen, temporär sind? „Zu Beginn des Projekts haben wir uns damit auseinandergesetzt, was und wie Subkultur eigentlich ist. Dazu haben wir mit vielen Akteuren gesprochen und die Stadtforschung ausgewertet. Sub- und Alternativkultur werden häufig synonym verwendet, eine allgemeingültige Definition von Subkultur gibt es nicht“, erläutert Detlef Kurth, TU Kaiserslautern, der das Projekt gemeinsam mit seiner Kollegin Christina Simon-Philipp leitet.

Wie Subkultur einen positiven Beitrag zum Zusammenleben im Quartier leisten kann, aber auch Schwierigkeiten hat, Raum zu finden, zeigt ein weiteres Untersuchungsbeispiel des Teams. Chloroplast e.V., ein gemeinnütziger Verein für Urban Gardening und Kulturförderung, möchte einer leerstehenden Gärtnerei neues Leben einhauchen. Ziel ist es, ein Zentrum der Kultur und Gärtnerei zu schaffen, das von Anwohnern, aber auch von den Bewohnern ganz Stuttgarts genutzt werden kann. Der Verein bot u.a. Bewohnern der nahe gelegenen Flüchtlingsunterkunft eine Anlaufstelle zum Gärtnern und für kulturelle Aktivitäten. Die rechtlichen Grundlagen sehen für das Areal aber nur eine landwirtschaftliche Nutzung vor. Auch wenn eine

Stadtmachen braucht offene Räume

openBerlin organisiert Zusammenkunft

Am Berliner Alexanderplatz, mitten im Zentrum der Stadt, steht seit etwa zehn Jahren ein Haus leer. Hier warten 40.000 Quadratmeter auf eine zukünftige Nutzung. Und das in einer Zeit, in der Wohnraum und Begegnungsorte in zentralen Lagen eigentlich keinen Platz mehr haben. Warum also Stadtentwicklung nicht hier, mitten in der Stadt neu denken? Warum nicht an einer der exponiertesten Lagen Berlins zeigen, dass gemeinschaftsorientierte und kooperative Stadtentwicklung möglich ist? Dies ist die Motivation des Pilotprojekts openBerlin.

„Das ehemalige Haus der Statistik wird zurzeit nicht genutzt. Zugunsten eines neuen städtebaulichen Projekts ist der Rückbau des Hauses vorgesehen.“ So steht es derzeit noch auf der Webseite der Berliner Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen. Weiter unten findet sich aber doch der Hinweis, dass für das Gelände neue Planungen erstellt werden. Es ist viel in Bewegung am Berliner Haus der Statistik. Nicht nur gibt es Überlegungen von Seiten der Stadt, auch viele zivilgesellschaftliche Akteure haben Ideen zur zukünftigen Entwicklung der Flächen. So ist das Gebäude Gegenstand von Diskussionen und Visionen.



Foto: FIRU mbH

Das Haus der Statistik

erbaut 1968-1970 | 9-11 Geschosse | Nutzung: Staatliche Zentralverwaltung für Statistik (DDR), Außenstelle des Bundesamtes für Statistik, Behörde der Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatsicherheitsdienstes der ehemaligen DDR | Leerstand seit 2008 | rund 40.000 m² Nutzfläche.
<https://hausderstatistik.wordpress.com/das-konzept-zum-download/>

Das Potential des Bestandsgebäudes hat schon im Dezember 2015 eine Gruppe von Architekten, Stadtmachern und Flüchtlingsinitiativen erkannt. Während des vom Land Berlin durchgeführten Workshop-Verfahrens zur städtebaulichen Neubewertung des Alexanderplatzes gründete die Gruppe die „Initiative Haus der Statistik“. Ziel der Initiative ist es, das Haus der Statistik zu einem Ort zu entwickeln, der nicht den in solchen Lagen üblichen Verwertungsmechanismen folgt. Denn insbesondere die meist hohen Entwicklungs- und Nutzungskosten sind es, die vielen Gruppen dann den Zugang zu zentral gelegenen Flächen zum Wohnen, Arbeiten, Leben und Teilhabe verwehren.

Unter der Leitidee „ZusammenKUNFT“ ist ein Konzept zum Um-



Foto: Johannes Dumpe

und Ausbau des Hauses zu einem Begegnungsort für Berliner, Künstler, Kreative und Geflüchtete entstanden. Aus dem Haus der Statistik soll so ein offener, sozialer und Nutzungsgemischter Ort werden. Dabei setzt die Initiative auf das Potential des Bestandes: Aus der soliden Bausubstanz sollen kosteneffizient Wohnmöglichkeiten für Geflüchtete sowie Arbeitsräume und Werkstätten für Kunst, Kultur, Bildung und Begegnung geschaffen werden. Entstehen soll ein Ort, der Kulturschaffenden, Flüchtlingen, sozialen und stadtentwicklungspolitischen Initiativen Entwicklungsmöglichkeiten und Sichtbarkeit verschafft. Gleichzeitig bekennt sich die Initiative damit zum baukulturellen Erbe in der zweiten Reihe des Alexanderplatzes. Mit dem Konzept unterbreitet sie ein konkretes Angebot, wie das Gebäude aus der sozialistischen Moderne zeitgemäß weiterentwickelt werden könnte. Derzeit laufen zwischen der „Initiative Haus der Statistik“ und dem Land Berlin intensive Gespräche, welche Nutzungsmöglichkeiten bestehen und wie das Gebäude als öffentliche Einrichtung gesichert werden kann. Bis das

Gebäude zur Verfügung steht, wird das Konzept der „ZusammenKUNFT“ schon jetzt in die Stadtgesellschaft getragen. Nachdem etwas ähnliches durch verschiedene Kunst- und Kulturinitiativen seit 2016 in einer Berliner Notunterkunft erprobt wird, soll eine „Akademie der ZUsammenKUNFT“ auch am Haus der Statistik erlebbar werden. Aus Baugerüsten entsteht dafür eine temporäre Architektur, die unterschiedliche Räume schafft und flexibel nutzbar ist – die Public Studios. Diese bestehen aus durchsichtigen Würfeln und sollen im Laufe der Zeit von den Nutzern weitergebaut werden. Es soll ein Veranstaltungs- und Produktionsort für etwa 40 Personen entstehen, der den aktuellen Stand der Entwicklung des Hauses der Statistik dokumentiert und mit der Öffentlichkeit weiterentwickelt. Neben der Steigerung der öffentlichen Wahrnehmung kann damit das Nutzungskonzept am Objekt erprobt werden.

Die Public Studios werden vom Pilotprojekt openBerlin, einem Architekturkollektiv mit vier Mitgliedern konzipiert und gebaut. „So lange das Haus der Statistik nicht offen ist, fangen wir hier schon mal an. Wir wollen Öffentlichkeit für die Initiative und das Haus schaffen“, beschreibt Rocco Zühlke die Motivation für die Mitarbeit in der „Initiative Haus der Statistik“. Dies ist gleichzeitig ein wesentliches Merkmal des Arbeitsansatzes von Open Berlin. Die räumliche Intervention erlaubt es, den Austausch mit Menschen, die sich sonst nicht mit dem Haus der Statistik befassen, ins Gespräch zu kommen und für das Projekt und den Ort zu begeistern. Ein sichtbares Zeichen für mehr Mitbestimmung und Mitgestaltung wird gesetzt. „Der Austausch und die bisher gemeinsam durchgeführten Veranstaltungen mit Flüchtlingsinitiativen haben bereits die Vernetzung der Akteure untereinander intensiviert“, so Johannes Dumpe, weiteres Mitglied von openBerlin. Die Idee des offenen und inklusiven

Ein inklusiver, nutzungs-gemischter Ort für alle

Begegnungs- und Vernetzungsortes soll so schon jetzt gelebt werden. Diese offene Herangehensweise an Stadtentwicklungsthemen und der direkte Austausch mit der Öffentlichkeit ist ein Grundmotiv von Open Berlin. Die vier Architekten verstehen sich als Kollektiv. Sie setzen auf Offenheit und Diversität und arbeiten projektbezogen in wechselnden Akteurskonstellationen. „openBerlin ist ein Werkzeug für partizipative Stadtentwicklung, Selbstverwaltung, räumliche Transformation und Ideenproduktion“ erläutert Konrad Braun, der Dritte im Bunde.

Zudem ist openBerlin auch im Internet mit einer Plattform

aktiv, auf der sich Menschen mit Ideen für eine ko-kreative Stadtentwicklung zusammenfinden können. Auf der Webseite werden Projekte und Projektsuchende vorgestellt und zusammengebracht, um städtische Freiräume zu erobern und die Vernetzung zwischen den Akteuren zu fördern. Um den Ideen und Netzwerken Raum zu geben, werden ungenutzte, öffentliche Gebäude auf der Plattform präsentiert und über aktuelle und mögliche Nutzungen informiert. „Vernetzung denken wir auf dieser kollaborativen Plattform neu, Stadtproduktion setzen wir im Stadtraum gemeinsam um“ erklärt Felix Zaiss, das vierte Mitglied im Team. Damit werden die Teilhabe an stadtentwicklungspolitischen Entscheidungen gestärkt und neue Formen der Partizipation ausprobiert.

Ziel der Plattform openBerlin und der Initiative Haus der Statistik ist es zu zeigen, dass eine andere Stadtentwicklung(spolitik) möglich ist, die gerade jene zivilgesellschaftlichen Akteure stärkt, die typischerweise nicht an einem solchen Ort aktiv werden können. An einer prominenten Stelle in der Stadt könnte so ein exemplarischer Ort für alternative Stadtentwicklung entstehen, der Schule machen sollte. [ag/sh](#)



Vernetzte Nachbarn

Neue Plattformen für das Quartier

In Deutschland entsteht zurzeit ein vielfältiges Angebot an Nachbarschaftsplattformen, die Menschen in ihrer Wohnumgebung digital vernetzen und vor Ort zusammenbringen wollen. Über die Auswirkungen dieser Plattformen auf das Zusammenleben und politische Engagement vor Ort ist bisher allerdings wenig bekannt.

Von vielen Menschen wird Nachbarschaft zunehmend als wichtig empfunden: Sei es um Kontakte zu pflegen und aufzubauen, sich gegenseitig zu unterstützen oder lokal zu engagieren. Einen Hinweis auf dieses gestiegene Bedürfnis geben auch

neue digitale Angebote wie Nachbarschaftsplattformen (u.a. nebenan.de, nextdoor.de, lokalportal.de), Tauschbörsen oder Facebookgruppen, die explizit auf Sozialräume ausgerichtet sind. Die Zivilgesellschaft nutzt soziale Medien bereits länger, um Änderungen in ihrer Nachbarschaft zu bewirken oder alternative Ideen für die Quartiersentwicklung einzubringen (u.a. kottiundco.net; st-pauli-selbermachen.de). Länder, Städte und Gemeinden haben die Potenziale der Quartiersplattformen ebenfalls in den Blick genom-

men und erste Vorhaben implementiert (quartiersakademie.nrw.de; quartiersnetz.de). Während die digitalen Plattformen somit zunehmend genutzt werden und auch gezielte Förderung erfahren, liegen bisher kaum empirische Erkenntnisse zu deren Auswirkungen auf das Zusammenleben vor. Welchen Zwecken

dient also der digitale Austausch? Und wie wirkt sich dies auf Begegnungen vor Ort aus? Um dies zu untersuchen, haben adelphi und Zebalog im Auftrag des vhw im Herbst 2016 mit der Durchführung der Explorationsstudie „Vernetzte Nachbarn“ begonnen. Über eine bundesweite Bestandsaufnahme konnten bereits erste Erkenntnisse gewonnen werden:

- Bislang sind digitale Nachbarschaftsplattformen primär ein großstädtisches Phänomen. Allerdings werden sie vermehrt in ländlich geprägten Regionen und Kleinstädten erprobt, um die Lebensqualität in den strukturschwachen Gebieten zu verbessern.
- Digitale Nachbarschaftsplattformen finden in überaus vielfältigen Nachbarschaften Anwendung. Diese weisen hinsichtlich ihrer Bevölkerungs- und Sozialstruktur, der Lage in der Stadt (innerstädtisch oder Stadtrandlage) und politischen Orientierungen eine große Bandbreite auf.
- Die Plattformen werden hauptsächlich zum Tauschen und Teilen („Sharing Economy“) sowie für gemeinschaftliche Zwecke verwendet.
- Unmittelbare politische Themen und Aktivitäten stehen bisher weniger im Mittelpunkt.

Aktuell wird die Untersuchung in Fallstudienstädten fortgesetzt. Um die Vielfalt des Phänomens abzubilden, wurden mit Berlin-Wedding und München-Neuperlach zwei großstädtische Quartiere und mit Meißen und Paderborn-Elsen zwei kleinere Städte gewählt. Auch wenn die Ergebnisse daraus noch ausstehen, lässt sich erkennen, dass digitale Vernetzung den Aufbau von persönlichen Beziehungen und Begegnung in der Nachbarschaft befördern, statt sie zu ersetzen. Damit ist auch ein bisher wenig beachtetes Potenzial für die Mobilisierung von bürgerschaftlichem Engagement auf lokaler Ebene vorhanden, das von kommunaler Seite zur Unterstützung einer lebendigen Zivilgesellschaft verwendet werden kann.



Foto: Madzia71 (istock)

i

Weitere Infos und Literatur:

- www.vernetzte-nachbarn.de
- Schreiber, Franziska; Becker, Anna; Göppert, Hannah; Schnur, Olaf (2017): Digital vernetzt und lokal verbunden? Nachbarschaftsplattformen als Potenzial für sozialen Zusammenhalt und Engagement – ein Werkstattbericht. In: Forum Wohnen und Stadtentwicklung 4: 211-216.



Foto: Anna Becker

Anna Becker ist wissenschaftliche Referentin beim vhw – Bundesverband für Wohnen und Stadtentwicklung und leitet dort das vorgestellte Projekt.

Wie Kunst den öffentlichen Raum verändert

Tanzen auf der Straße, Wandeln übers Wasser

von Stephan Willinger

Ich stehe am Ufer des Binnenhafens in Münster, ziehe mir Schuhe und Socken aus. Um mich herum stehen meine Kinder und mehr als 50 andere Menschen. Ich folge dem Rat einer Frau, meine Hosenbeine hochzukrempeln. Dann steige ich ein paar Stufen hinab und gehe los. Nicht auf der Wasseroberfläche wie Jesus, mir reicht das Wasser bis über die Knöchel. Ein erstauntes Lächeln breitet sich auf meinem Gesicht aus. Auch meine eben noch laut palavernden Kinder bewegen sich ganz ungewohnt bedächtig voran, die Angst unterzugehen begleitet sie. Aber auch eine Neugier und Lust, diesen vollkommen ungewohnten Raum zu entdecken.

Man braucht Vertrauen, um über das Wasser zu gehen. Das hat Petrus gemerkt, der – als er zweifelte – fast untergegangen wäre. Jesus, der übers Wasser läuft, ist eines der stärksten Bilder des Neuen Testaments. Zwar war der See Genesareth damals wild bewegt, das Hafenbecken in Münster liegt spiegelglatt vor uns. Trotzdem zweifeln immer wieder Besucher, ob sie nicht doch versinken. Ihre Unsicherheit führt zu Kontakten. Wie bei Jesus wird die ausgestreckte Hand zu einer Performance des praktischen Vertrauens und der Begegnung. Braucht es solche Verunsicherungen, um unsere eingeübte Distanz gegenüber den Mitmenschen aufzugeben?

Wie genau entsteht eine Stadt der fruchtbaren Begegnungen? So klar sich dies in unserem alten Raumbild beschreiben ließ (die europäische Stadt, der Marktplatz, der Bio-Brokkoli, die sozialen Grenzen), so unscharf bleibt es nun in der neo-europäischen, der offenen Stadt. Auch sie ist von Grenzen durchzogen, doch - wie Richard Sennett beschreibt - diese Grenzen sind mehrdeutig geworden, durchlässig statt abschottend. So wie das Hafenbecken sind sie nicht mehr unüberbrückbar, sondern Membrane, die denjenigen durchlassen, der mutig genug ist den Übergang zu wagen, der darauf vertraut, dass schon nichts passieren wird. Ein solches Handeln wäre einzuüben.

Später – ich bin mit den Kindern auf dem Prinzipalmarkt unterwegs – wird direkt vor uns eine Frau immer langsamer, beginnt sich seltsam zu bewegen, ihre Arme fahren zur Seite und in die Höhe. Ihre Einkaufstasche tanzt um sie herum bis die Frau schließlich nach einem kleinen Sprung

graziös einknickt und uns aus einer Hockstellung zufrieden anblickt. Irritiert wäre ich wohl weiter gegangen, hätten nicht die verzauberten Blicke der Kinder mich dazu veranlasst, die Situation anzunehmen. Die Frau selbst äußert sich nicht und spaziert davon. Wir aber kommen mit anderen Passanten ins Gespräch, manche vermuten Verrücktheit, doch wir sind in Münster, im Sommer 2017, deshalb folgert meine Tochter bald: „Das war Kunst!“

Das Gespräch mit einer Kuratorin bestätigt: Zwei Künstler geben in Workshops Besuchern die Möglichkeit, ihrer persönlichen Vorstellung von Skulptur entsprechende, eigene Formen zu suchen und diese zu jeder Zeit, an jedem beliebigen Ort und so oft sie möchten aufzuführen. Sie unterbrechen damit die alltäglichen Abläufe in der Stadt, stören unsere Routinen und stellen in Frage, wie man sich „richtig“ verhält. So werden Begegnungen möglich, die nicht schon durch feste Codes eingeschränkt und vorherbestimmt sind. Auch dies, eine positive Deroutinisierung, scheint mir etwas zu sein, was wir in offenen Städten noch öfter für ein neues Zusammenleben nutzbar machen sollten.

Alles ist Kunst, das war unser Gefühl nach einem Tag in Münster. Nicht im Sinne von: Alles nicht so wichtig! Sondern: Alles ist hier möglich! Nehmen wir uns ein Beispiel an den Kindern und nehmen Offenheit, Neugier und Vertrauen als Eigenschaften an, die nicht nur beim Bewegen in der offenen Stadt eine größere Rolle spielen sollten, sondern auch bei ihrer Planung.

Stephan Willinger ist Projektleiter Nationale Stadtentwicklungspolitik im Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung BBSR. Er schätzt Routinen und Rituale. Doch er hat – durch Kunst und durch seine Familie – mittlerweile auch gelernt, dass Unerwartetes das Leben reicher macht.

Foto: Henning Rogge © Skulptur Projekte 2017



Was wurde aus ...

Abgeschlossen als Pilotprojekt, aber noch längst nicht beendet: in einigen Pilotprojekten aus dem Projektauftrag „Stadtentwicklung und Wirtschaft“ geht es munter weiter. Die Unterstützung durch die Nationale Stadtentwicklungspolitik trägt Früchte und wirkt nachhaltig fort.

In Duisburg blüht es weiter

Das Projekt Heimatgarten Rheinhausen in Duisburg ist ein voller Erfolg. Das hat die Wohnungsbaugesellschaft GEBAG ermuntert, weitere Standorte für das Urban Gardening ins Leben zu rufen. Nun blüht es zusätzlich auch in Hochfeld. Der neue Heimatgarten richtet sich ausschließlich an die etwa 1.200 Anwohner des Citywohnparcs. In Hochbeeten können sie dort gemeinsam gärtnern. Ein besonderes Angebot hier sind die Eltern-Kind-Gruppen für Familien mit Zuwanderungs- und Fluchterfahrung. FlüKids ist ein Programm des Jugendamtes und des Deutschen Roten Kreuzes. Das Angebot soll zugewanderten und geflüchteten Kindern und ihren Eltern den Start in der neuen Heimat erleichtern. Und das Blühen geht weiter – zurzeit werden zwei weitere Heimatgärten aufgebaut.



Foto: Petra Valentini

Online City Wuppertal geht in die zweite Runde

Das Pilotprojekt „Online City Wuppertal“ wird weitergeführt. Die Händler haben bereits im letzten Jahr den Verein talMARKT - Online City Wuppertal gegründet, um einen „Kümmerer“ und vor allem das gemeinsame Marketing finanzieren zu können. Mit Fördermitteln aus dem Projektauftrag „Digitalen und stationären Einzelhandel zusammendenken“ des Nordrhein-Westfälischen Wirtschaftsministeriums stehen nun für die nächsten zwei Jahre weitere Mittel zur Verfügung. Die Ziele sind klar definiert: Die Händlerzahl soll von jetzt 50 auf mindestens 100 und die angebotenen Produkte von rund 870.000 auf 1,5 Millionen steigen.



Foto: Wirtschaftsförderung Stadt Wuppertal

Offenbach setzt um

Nach Beschluss des Masterplans vor über einem Jahr zeigt sich deutlich der Fortschritt in einzelnen Schlüsselprojekten. Der „Innovationscampus“ auf dem Gelände der ehemaligen Farbwerke wurde in das Städtebauförderungsprogramm Stadtbau West aufgenommen, für das Quartier 4.0 auf dem Gelände des ehemaligen Güterbahnhofs wird ein Bebauungsplan aufgestellt, einzelne Bauprojekte in der Innenstadt werden umgesetzt. Auf der Immobilienmesse Expo Real wurde der Masterplan vorgestellt und das Gewerbeflächenmarketing vorangetrieben. Ein Masterplanbeirat, bestehend aus Stadt und dem Verein Offenbach offensiv, begleitet die Umsetzung. Auch der Dialog mit der Öffentlichkeit wird weitergeführt – ein jährlich stattfindender „Tag des Masterplans“ ist ein Teil davon.



Foto: Wirtschaftsförderung Stadt Offenbach

Mein Lieblingsort

Im Hinterland unterwegs

Die Frage nach meinem Lieblingsort hat mich ganz schön ins Grübeln gebracht. Denn ich weiß gar nicht, ob ich aktuell einen habe. Auf einer Fahrradtour von Wernigerode nach Leipzig kam ich aber an einigen alten Lieblingsorten vorbei. Da wäre das doppelstöckige Baumhaus auf einer ausgehöhlten Weide. Es stand in einem Grünzug am Rande der Wernigeröder Plattenbausiedlung Harzblick, den sich in den 1990ern die Natur zurück eroberte. Gerade weil diese Wildnis ungeplant, undefiniert wirkte und somit der Fantasie freien Lauf ließ, war sie ein perfekter Spielplatz.



Foto: Daniel Janko

Auf meinem Rad geht es weiter durch das Sachsen-Anhaltische Hinterland bis zur Saale. Vorbei an blühenden Brachen, schlummernden Dörfern, rotierenden Energielandschaften und auch durch die eine oder andere Stadt. Aschersleben zum Beispiel, das mit der Landesgartenschau ein grüneres, lebendigeres Zentrum entwickelte. Am Ende der Strecke sitze ich auf dem Bordstein vor meiner Lieblingskneipe in meiner Lieblingsstraße und blicke auf die unsanierten Fassaden und das einfache Betonsteinpflaster. Sie stören nicht. Die Atmosphäre lebt von den Menschen, die dort zu Hause sind. Obwohl man hier nur fünf Gehminuten von der Innenstadt entfernt ist, wurde dieses Viertel bisher wenig beachtet. Doch auch an diesem Ort zeigt sich eine neue Entwicklung. Mein Blick streift mein Fahrrad und ich frage mich, ob ein Lieblingsort nicht immer in Bewegung ist. Und ob es nicht oft die alltäglichen, unentdeckten und authentischen Orte sind, die wir schön finden.

Daniel Janko ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Binnenforschungsschwerpunkt „Zukunft Lebensraum Stadt“ an der Hochschule Osnabrück. Dort arbeitet er unter anderem am Projekt "Urbane Interventionen".

Inmitten des Pfälzer Waldes

Meine Heimatstadt Kaiserslautern bietet zahlreiche Orte in der Innenstadt, an denen sich die Stadtgesellschaft treffen und austauschen kann. Für mich liegt ein besonderer Ort der Begegnung aber etwas außerhalb der Stadt: der Humbergturm. Viele pilgern am Wochenende im Rahmen des Spaziergangs durch den Pfälzer Wald auf die Anhöhe zum Denkmal, verweilen und genießen die Aussicht über die Stadt. Manch einer setzt sich jede Woche zum Ziel, die Höhe mit dem Mountainbike oder zu Fuß zu bezwingen. Manchmal gibt es hier sogar Hochzeiten oder andere Feiern.


Für mich persönlich ist der Humbergturm auf unterschiedlichen Ebenen wichtig. Mehrmals im Jahr wandere ich mit Freunden unterschiedlicher Herkunft im Pfälzer Wald. Immer wieder verschlägt es uns zum Turm. Dabei wird gerne eine gemeinsame Brotzeit genossen, sich über den Alltag ausgetauscht oder ganz einfach die Natur in ihrer Gänze aufgenommen. Für manchen neuen Freund aus dem Ausland ist die friedliche Natur eine ganz neue Erfahrung. Dies zeigt mir, wie wertvoll so ein vermeintlich selbstverständlicher Ort doch ist.



Foto: Christoph Jung

Ich jogge auch regelmäßig alleine oder mit Freunden zum Humbergturm, um das Berufsleben hinter mir zu lassen und das Wesentliche zu genießen. Sehr oft treffe ich dabei Gleichgesinnte und knüpfe neue Kontakte. So abgelegen und fern vom Trubel der Stadt der Turm auch sein mag, ist er so für mich ein echter Ort der Begegnung und des Austauschs.

Sabine Herz ist Stadtplanerin und lebt in Kaiserslautern. Wenn sie nicht in ihrer Freizeit im Pfälzer Wald unterwegs ist, begleitet sie beruflich die Pilotprojekte des Projektauftrags "Städtische Energien – Zusammenleben in der Stadt".



Unter dem Titel „Zusammen wachsen in Essen“ schafft das Pilotprojekt Kontakte und Beziehungen zwischen geflüchteten Menschen und Essener Bewohnern. Hierzu werden im Ladenlokal des Projekts in der City-Nord verschiedenste Angebote und Veranstaltungen durchgeführt. Da gibt es ehrenamtliche Beratung auf Persisch, Farsi oder Arabisch.

Außerdem werden Deutschkurse, Hausaufgabenhilfe, ein Gitarrenkurs, Sprachcafé und weiteres mehr angeboten. Gemeinsames Kochen gibt es auch, so wie beim Suppenfest. Dabei trafen sich Anwohner, Freunde und Geflüchtete in der City-Nord, brachten ihre heimischen Suppen mit und kamen über das gemeinsame kulinarische Erlebnis ins Gespräch.



Foto: Hendrik Rathmann

Bildnachweis:

- Titel: Anna Sauter
S. 2: Ana Lukenda
S. 4/5: von links nach rechts: KEBAP e.V., Projektteam UI, Frieder Hartung, Simon Kleff, Martin Eder, Christian Bartsch, Hartmut Wolter
S. 6: alle: Felix Hartenstein
S. 7: Ralph Niese
S. 8: alle: Moritz Fedkenheuer
S. 9: oben: Moritz Fedkenheuer, unten: Lia Darjes
S. 10/11: alle: Dorothee Schäfer
S. 12: Rainer Schlautmann
S. 14/15: alle: Simeon Johnke
S. 16: Jeanette Niqué
S. 17: Milena Schlösser
S. 18: oben: FIRU mbH, unten: Anna Sauter
S. 19: Anna Sauter
S. 20: links: FIRU mbH, rechts: Johannes Dumpe
S. 21: Johannes Dumpe
S. 22: links: Madzia71 (Istock), rechts: Anna Becker
S. 23: Henning Rogge © Skulptur Projekte 2017
S. 24: oben: Petra Valentin, mittig: Wirtschaftsförderung Stadt Wuppertal, unten: Wirtschaftsförderung Stadt Offenbach
S. 25: links: Daniel Janko, rechts: Christoph Jung
S. 26: Hendrik Rathmann

Herausgeber

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR), Bonn
Deichmannsaue 31 - 37
53179 Bonn

Bearbeitung

Forschungs- und Informations-Gesellschaft für Fach-
und Rechtsfragen der Raum- und Umweltplanung mbH
(FIRU mbH), Kaiserslautern
Sabine Herz, Kirsten Janson, Anika Rothfuchs mit:
Anna Galda und Stefan Höffken, urbanophil, Berlin (ag/sh)
Felix Hartenstein, Berlin (fh)

Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR)
Referat I 2 - Stadtentwicklung
Dr. Lars Wieseemann, Stephan Willinger

Stand

Dezember 2017

Gestaltung und Satz

FIRU mbH, Kaiserslautern
Kirsten Janson

Form & Ausdruck, Büro für Grafik-Design, Stuttgart
Felicitas Grupp

Druck

Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung, Bonn

Bezugsquelle

nationale-stadtentwicklungspolitik@bbr.bund.de

Bildnachweis

siehe Seite 27

Nachdruck und Vervielfältigung

Alle Rechte vorbehalten.
Nachdruck nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Bitte senden Sie uns zwei Belegexemplare zu.